

Ostafrika den 30. Jänner 1860

Geliebte Elsa,

ich schreibe Dir diese Zeilen in größter Not und Eile in unsrem provisorischen Lager unter freiem Sternenzelte in tiefster Wildnis. Verzeih daher, wenn ich mich allzu kurz fasse. Andererseits bitt ich Dich, Dich nicht zu ängstigen. War meine Reise bisher auch sehr gefahrvoll, haben mich etliche Schläge zurückgeworfen und steht mir nun eine letzte große Anstrengung bevor, so bin ich doch stets mit heiler Haut davongekommen und habe meinen dicken Kopf – wie Du stets so klug und treffend zu sagen pflegst – immer wieder durchsetzen können.

Dass dies mein erster Brief seit jenem von Lissabon ist, liegt in diesen Unbilden begründet, die wir seither erdulden mussten.

Doch es wird sicher nicht der letzte sein. Nur ist es nun die letzte Gelegenheit, ein Lebenszeichen zu entsenden, ehe wir endgültig in die unberührte und gänzlich unerforschte Wildnis Ostafrikas eindringen.

Ein ehrbarer Massai-Krieger wird dieses Brieflein sicher nach Mombasa bringen, von wo es dann – so Neptun will – von einem Segler Heim zu Dir getragen wird. Meine Wünsche werden stets mit ihm sein.

Mein umfassender Bericht wird folgen, wenn dies hier überstanden ist. An dieser Stelle nur so viel: Ich liebe Dich. Und ich bin unsrem Ziele nun sehr nah. Die sagenhaften Mondberge liegen uns zu Füßen, und in ihren Tälern, davon bin ich überzeugt, werden wir den Beweis meiner – unser beider – Thesen finden. Ich werde endlich Worte der Ursprache aller Menschen gesprochen hören.

Wälder der Ahnen, so nennen unsre Ndorobo-Führer dieses Gebiet. Hier, so ihre Legende, hausen die Geister der Ahnen und wachen über den heiligen Hain. Finstre Schauernmärchen wollten sie uns auftischen und weigerten sich, uns weiter in diese Täler zu führen.

Doch sei unbesorgt. Auch unsre andren Begleiter sind kundig, und nicht zuletzt haben wir selbst einiges an Erfahrung sammeln können.

Man drängt mich nun, den Griffel beiseite zu legen. Es gilt aufzubrechen, ehe der Morgen anbricht.

So verbleibe ich voller Sehnsucht nach Dir in Liebe Dein

Georg

1. Der Bote

In eintönigem Grau spannte sich der Himmel über den Hamburger Hafen. Lediglich am westlichen Horizont verlieh die untergehende Sonne der dichten Wolkendecke eine zart rosige Färbung.

Von dort, vom Meer blies ein kalter böiger Wind. Mal tanzte er verspielt auf der breiten Wasserfläche der Elbe, mal piff er heulend durch die schmalen von Speichern und Kaufmannshäusern gesäumten Gassen und Fleete.

Dann trug er das stete Knarren und Quietschen der Segelschiffe weiter, die an den Landungsbrücken ihr schunkelndes Ballett aufführten, mischte es mit dem Geklapper der Fuhrwerke und Droschken, die geschäftig über den Kai und die gepflasterten Straßen eilten.

Hafenarbeitern, Matrosen, Fuhrleuten, Droschkenkutschern, Straßenhändlern und Dirnen fuhr der Wind um die Ohren, durchs Haar und riss ihnen die Worte von den Lippen: Gespräche, Rufe, Flüche, Liebesgeflüster, fröhliche Gesänge und verwob all dies zu einem undurchdringlichen Klangteppich, einem Konzert des Lebens, das gleichförmig den gesamten Hafen erfüllte.

Erneut fuhr eine Bö über die Elbe, gischtete etwas Wasser auf und zerstob es in einen Nebel aus feinen Tröpfchen, den sie mit sich trug. Sie verfiel sich kurz in der Takelage eines großen Lastenseglers, blies auf dem Kai einigen Hafearbeitern ins Gesicht und brachte eine Gruppe munterer Matrosen auf Landgang dazu, instinktiv nach den Mützen zu greifen. Auf dem schmalen Grünstreifen zwischen Kai und Straße wirbelte sie etwas Herbstlaub auf, um schließlich mit letzter Kraft nach einer Gestalt zu greifen, die reglos und schweigend am Straßenrand stand.

Ein Frösteln ging durch die Gestalt und es schien, als würde sie leicht schwanken. In einen knielangen Mantel gehüllt stand sie da, den Kopf tief zwischen die Schultern gezogen, als ginge sie der Trubel um sie herum nichts an, als nehme sie ihn überhaupt nicht wahr.

Mit einer steifen Bewegung stellte sie geradezu bedächtig das klobige Gepäckstück ab, das sie in ihrer Rechten gehalten hatte. Dann schlug sie den Kragen ihres Mantels hoch und vergrub beide Hände tief in den Manteltaschen. Ihre ganze Körperhaltung zeugte von totaler Erschöpfung und Verlorenheit.

Wieder bebten die weit hochgezogenen Schultern, und der Kopf der Gestalt sank vollends auf die Brust hinab. Sie hatte die Augen fest geschlossen und verzog das Gesicht zu einer Fratze umfassenden Unbehagens.

Es war das braungebrannte Gesicht eines jungen wohl zwanzigjährigen Mannes, dem man durchaus die Bezeichnung „wettergegerbt“ zusprechen konnte. Kinn und Wangen bedeckte ein ungepflegter Sechs-Tage-Bart, und die zusammengekniffenen Augen waren von dunklen Schatten umrahmt. Auf dem Kopf trug er eine klamme und steif gefrorene Wollmütze, die ihren eigentlichen Zweck offensichtlich kaum mehr erfüllte. Darunter lugten einige wirre Haarsträhnen hervor, die zuletzt wohl mehr der stürmischen Seeluft als einem Kamm oder einer Bürste ausgesetzt waren.

Mit einem erschrockenen Japsen riss er die Augen auf, machte einen Ausfallschritt und zog eilig die Hände aus den Taschen, als wolle er irgendwo Halt suchen.

Schwer atmend fasste er sich und schaute sich mit müden Augen um. Vor ihm lag das Kopfsteinpflaster der Straße, erfüllt vom geschäftigen Treiben der Straßenhändler, die langsam ihre Stände abbauten, der Matrosen, die ihren Landgang antraten, und dem Lärmen der Pferdewagen. Dahinter ragten die Lagerhallen und Kontore in den grauen Himmel.

Seufzend griff der Mann nach seinem Koffer und trat noch immer leicht schwankend auf die Straße. Er hielt auf eine Droschke zu, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand und dort auf Fahrgäste wartete.

Auf dem Kutschbock hockte fast reglos eine füllige Gestalt, die ein weiter Mantel und ein breitrempiger Hut nahezu verbargen. In regelmäßigen Abständen schob sie sich irgendetwas in den Mund, um ausgiebig darauf zu kauen.

In diesem Tun hielt der Kutscher auch nicht inne, als der junge Mann an seine Droschke trat und mit dünner belegter Stimme zu ihm hoch rief: „Entschuldigen Sie.“

Nach einer Weile räusperte sich der junge Mann und fügte etwas lauter hinzu: „Können Sie mir den Weg nach St. Petri (?) sagen?“

Ein kurzes Zucken ging durch den massigen Leib des Droschkenkutschers, was vermutlich ein Auflachen darstellen sollte.

„Meinst wohl St. Pauli, mein Jung“, brummelte er, ohne sich umzuwenden. „Lauf einfach deinen Kameraden hinterher, die wissen wo’s lang geht.“

„Nein, nein“, antwortete der junge Mann eilig. „Ich meine die Kirche St. Petri (?). Sie soll irgendwo in ...“ Er zögerte kurz, als müsse er nachdenken. „... Eimsbüttel (?) sein. Ist das weit von hier?“

Nun drehte der Kutscher sich doch zu dem jungen Mann um und musterte ihn kurz von seinem Sitz herab.

„Das liegt außerhalb“, sagte er schließlich. „Zu Fuß ne ganze Ecke.“

Wieder machte er eine Pause, um sich das letzte Stück Nahrung zwischen die Zähne zu schieben. Kauend sprach er weiter: „Für'n Groschen fahr ich dich hin.“

Der junge Mann kramte kurz in seiner Manteltasche und zog mit klammen Fingern ein paar Münzen hervor.

„Ich hab aber nur noch ein paar britische Schilling“, sagte er und blickte dabei mit einer Mischung aus Furcht, Hoffnung und Erschöpfung zu dem Kutscher hoch.

„Nehm ich auch“, grunzte dieser gleichmütig, schleckte sich die Finger und machte sich daran, die Pferde anzutreiben.

Wenig später saß der junge Mann in der engen und dunklen Kabine der Droschke. Die Arme eng vor der Brust verschränkt hatte er sich tief in die Ecke der kaum gepolsterten Sitzbank geschmiegt. Sein Blick war starr, und immer wieder fuhr ein Schauer durch seinen angespannten Leib. Das Hufgetrappel, das Knarren und Knirschen der Droschke, das teils wilde Gerumpel und Geschaukel und die gelegentlichen Stöße, welche die Kutsche erschütterten, all das schien er kaum wahrzunehmen. Sein hageres verkniffenes Gesicht blieb völlig regungslos. Lediglich das von draußen hereinfliegende Licht der abendlichen Stadt, das Licht der vorbeiziehenden Gaslaternen, Fackeln und offenen Feuer warf in rasantem Wechsel scharfe Schlag Schatten auf seine kantigen Züge.

Langsam begann sein Kopf mit dem Geschaukel der Droschke zu pendeln, sein Blick wurde glasig und schien wie gebannt von den draußen vorbeiziehenden Lichtern. Dann entspannte sich sein Körper völlig und das Kinn des jungen Mannes sank langsam auf seine Brust.

[... Traumsequenz ...]

„Wir sind da, mein Jung!“, rief der Kutscher mit rauer Kehle. Er war vom Kutschbock gestiegen, um nach seinem Fahrgast zu sehen, als dieser keine Anstalten machte, von allein auszu steigen. Nun stand er an der offenen Tür der Kabine und stieß dem jungen Mann unsanft mit der Gerte in die Seite.

Erst diese Behandlung zeigte Erfolg. Mit einem erstickten Aufschrei fuhr der in sich zusammen gesackte Mann auf. Mit weit aufgerissenen Augen sah er sich hektisch in der Kutsche um. Sein Atem ging schnell, und ein Speichelfaden hing zwischen seinem Mundwinkel und dem Ärmel seines Mantels.

Ein krächzendes Stöhnen entfuhr seiner Kehle. Mit einer unsicheren Bewegung versuchte er, den Speichel von seinem Mundwinkel zu wischen. Jetzt erst schien er der anderen Person gewahr zu werden. Mit glasigem Blick und halb offenem Mund starrte er den Kutscher an.

„Hier“, raunzte der. „Das ist St. Petri. Wir sind da.“

Der junge Mann wäre beinahe gestürzt, als er schließlich schwankend und am ganzen Körper bebend aus der Droschke kletterte. Der Versuch, dabei gleichzeitig den klobigen Koffer hinaus zu bugsieren, kostete ihn fast das Gleichgewicht.

Endlich stand er auf dem Vorplatz der Kirche, drückte dem sich ostentativ räusperten Kutscher abwesend einige Münzen in die fleischige Hand und tat ein paar zaghafte Schritte auf das Gotteshaus zu.

Als die Droschke rumpelnd und klappernd in der Nacht verschwand, setzte sich der junge Mann endgültig in Bewegung. Im schummrigen Licht, das aus den wenigen umliegenden Häusern drang und das abendliche Eimsbüttel (?) erhellte, stakste er unsicher um die Kirche herum. Das Rauschen des Windes in den Büschen und Bäumen begleitete ihn auf diesem Rundgang.

Zwei, drei Mal wäre er beinahe im Dämmerlicht über eine Wurzel oder einen Stein gestolpert. Ebenso oft hielt er in seinem Gang inne, setzte den Koffer ab und blickte die schweigenden Mauern des Kirchenbaus hinauf oder ließ ganz einfach den Kopf hängen.

Als er ein weiteres Mal stockte, strich er mit fahriger Geste seinen Mantel glatt, wechselte den Koffer in die linke Hand und ging zielstrebig auf das flackernde Licht zu, das aus dem Fenster eines Seitenbaus der Kirche drang. Nach nur kurzem Suchen fand er eine schmale Holztür mit einem gusseisernen Türklopfer. Seine klamme bebende Hand zögerte nur kurz, dann ergriff sie beherzt den Schlegel und ließ ihn gegen die Tür schlagen. Die Hand verschwand wieder tief in der Manteltasche, und der junge Mann wartete regungslos eine Reaktion ab.

Diese erfolgte, indem sich die Tür schließlich knarrend einen Spalt öffnete und zwischen Tür und Zarge das bleiche Gesicht eines älteren Mannes zum Vorschein kam. Ein offensichtlich skeptischer Blick musterte den späten Besucher.

„Was kann ich für dich tun, mein Sohn?“, ertönte endlich eine weiche fast schmeichelnde Stimme aus dem bleichen Gesicht.

Durch den Leib des Besuchers ging ein Seufzer, als er mit der Rechten unbeholfen nach seiner Mütze griff, um den klammen Stoff vom Kopf zu ziehen. Eine wirre leicht verfilzte Haarpracht kam schließlich zum Vorschein, und der junge Mann sagte: „Mein Name ist Johann Will. Pfarrer Lehmann, wie ich annehme. Wir hatten unlängst einen kurzen Briefwechsel ...“ Seine Stimme wurde immer dünner, als verlasse ihn die Kraft zu sprechen.

Doch da wurde die Tür ganz aufgerissen, und so etwas wie ein Lächeln erschien auf dem bleichen Gesicht.

„Ja, ich erinnere mich“, sagte der ältere Mann fast erfreut. „Sie sind der Missionarssohn aus dem tiefen Afrika.“

Besorgter fügte er hinzu: „Aber kommen Sie doch herein, bei Gott, Sie sehen ja fürchterlich erschöpft und verfroren aus.“

Einige Kerzen und Gasleuchten erhellten das Zimmer, in einer Ecke stand ein kleiner Kohleofen und tat sein Bestes, den Raum zu erwärmen. Zwischen Regalwänden voller Bücher und wuchtiger Folianten dominierte ein klobiger zerschrammter Schreibtisch. Alles war in dunklen Brauntönen gehalten.

Johann Will hockte in einem knirschenden Stuhl direkt am Ofen über einer dampfenden Tasse, die er fest mit beiden Händen umklammert hielt.

„So eine Reise muss eine fürchterliche Anstrengung sein.“

Ihm gegenüber stand im schwarzen Gewand eines evangelisch-lutherischen Pfarrers sein Gastgeber. Die Hände vor dem leichten Bauchansatz gefaltet blickte er mit einer Mischung aus Neugierde und freudiger Erregung auf seinen Gast hinab.

Dieser versuchte, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken, als er die Tasse zum Mund führte. Ein lautes Schlürfen erfüllte den Raum.

„Ja, wärmen Sie sich erst einmal auf.“

Der Pfarrer ging zu dem Schreibtisch und setzte sich bedächtig in den Polstersessel dahinter. Über die aufgestützten Arme hinweg sah er Johann kurz zu, wie er in kleinen Schlucken von der heißen Flüssigkeit trank. Dann begann er in den Papierstapeln zu suchen, die sich vor ihm auf türmten.

„Wenn ich mich recht entsinne“, sagte er, „wollten sie von Hamburg aus weiter nach Württemberg, um dort zu studieren. Ihre Eltern stammen von dort, nicht wahr?“

Wenn überhaupt, nahm er das leichte Nicken Johanns nur aus dem Augenwinkel wahr. Fast triumphierend zog er ein paar Seiten aus einem der Stapel hervor und präsentierte sie stolz.

„Ah, da ist er ja, Ihr Brief. Liegt nun schon bald zwei Jahre hier auf meinem Schreibtisch. Sie haben meine Antwort demnach erhalten? Selbstredend, sonst wären Sie ja nicht hier.“

Johann richtete sich ein wenig auf und räusperte sich. Mit belegter Stimme sagte er: „Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Pfarrer. Es ist mir sehr wichtig, hier ein paar Tage Station machen zu können, ehe ich die letzte Etappe meiner Reise antrete.“

„Ich bitte Sie! Es ist mir und meiner Gemeinde eine Ehre wie eine Pflicht, einem künftigen Verkünder des Wortes Christi Obdach zu gewähren.“

Der Pfarrer machte eine Pause und sprach dann zögernd weiter: „Sie hatten doch vor, nach Ihrem Studium nach Ostafrika zurückzukehren und das Werk Ihres Vaters fortzusetzen? Ich meine, nach allem, was man hierzulande so liest, ist dort unten bereits großes geleistet worden. Andererseits ist noch viel zu tun, um die Lehre unseres Herrn unter den Wilden zu verbreiten.“

Johann Will schaute ihn daraufhin einfach nur an. Sein Blick war leer, seine Züge ohne Regung. Ein paar Mal öffnete und schloss er den Mund, als wolle er zu einer Antwort anheben. Mehr als ein lautloses Japsen brachte er jedoch nicht zustande.

„Verzeihen Sie.“

Der Pfarrer erhob sich wieder von seinem Sitz und umrundete langsam seinen Schreibtisch. „Ich bin einfach zu neugierig. Dabei habe ich Ihre Erschöpfung nicht bedacht. Es ist schlicht zu aufregend für mich, gleichsam einen Frontkämpfer der Christenheit und der Zivilisation vor mir zu wissen.

Doch ich will Sie nicht weiter mit meinen Fragen belästigen. Sie müssen sich nun erst einmal tüchtig ausschlafen.“

Er ging zur Tür des Zimmers, die in den Flur führte, durch den sie gekommen waren, und rief nach seiner Haushälterin, die vorhin bereits das Heißgetränk serviert hatte. An Johann gewandt fuhr er fort: „Die gute Witwe Hansen hat eine Kammer für Sie bereit. Ihr Haus liegt nicht weit von hier. Dort können Sie wieder zu Kräften kommen für Ihre letzte Etappe.“

Mit einem hohlen Klappen fiel die Tür des Zimmers in ihre Fassung. Johann stand einen Moment lang reglos in dem engen Raum. Ein gleichzeitig klammer und staubiger, fast modriger Geruch erfüllte ihn. Zwischen den kahlen Wänden standen nur ein Bett, eine Truhe, ein kleiner Tisch mit Waschutensilien sowie ein Stuhl. Erleuchtet wurde das alles von einer Kerze, die flackernd von der Truhe schien.

Endlich kam wieder Regung in Johanns Leib. Er tat einen Schritt auf das Bett zu und warf seinen Koffer in einer ungelassenen Bewegung darauf. Das Holzgestell der Liegestatt ächzte bedenklich, hielt der Belastung aber stand.

Er zog den Stuhl zu sich heran, setzte sich und begann mit offensichtlich noch immer steifen Fingern an den Kofferschnallen herum zu nesteln, bis er sein Gepäckstück endlich offen hatte. Unter wahllos hinein geworfenen Hemden, Hosen und Wäscheteilen wühlte er fast hektisch ein Paket hervor, betrachtete und befühlte es von allen Seiten. Es war mit schwerem Ölpapier

umwickelt und mehrfach von einer festen Kordel umschnürt. Der Größe nach mochte es eine flache Schachtel oder ein großes Buch enthalten.

Etlliche Male wendete Johann das Paket und strich mit der flachen Hand über seine Oberfläche. Beinahe liebevoll, als enthalte es hoch zerbrechliche Ware, verstaute er es schließlich wieder in dem Koffer und wuchtete diesen vom Bett.

Nach einer kurzen Wäsche und einem stummen Gebet begab er sich endlich zur Ruhe und war wenige Augenblicke später eingeschlafen.

„Fräulein Jennings?“

Wie immer, wenn Elsa Jennings in ihre Lektüre vertieft war, dauerte es eine Weile, bis sie auf äußere Einflüsse reagierte und in die Außenwelt zurückkehrte. So vergingen auch jetzt einige Augenblicke, ehe sie von dem Stehpult und dem aufgeschlagenen Buch darauf aufsaß. In einer unbeholfen wirkenden Bewegung nahm sie den Lesezwicker von der Nase und verstaute ihn umständlich in einer Rocktasche. Dabei blickte sie fast verträumt in Richtung des Dienstmädchens, das sie mit dünner Stimme angesprochen hatte.

„Was gibt es denn, mein Kind?“, fragte sie.

„Da ist ein junger Herr, der Sie sprechen möchte, Fräulein Jennings. Er sagt, er habe eine wichtige Nachricht für Sie.“

Jetzt erst schien Elsa ihrer Umgebung wirklich bewusst zu werden.

Die großen deckenhohen Fenster in ihrem Rücken ließen aus-reichend Tageslicht hindurch, um den in eine Bibliothek umfunktionierten Salon zu erhellen. Ihr eben noch abwesend wirkender Blick wurde klar und einen Hauch skeptisch. Einige Schritte hinter dem Dienstmädchen entdeckte sie zwischen den Regalreihen die Gestalt eines jungen Mannes. Er war schlicht aber leidlich adrett gekleidet und machte durch seine Haltung einen sittlichen aber irgendwie unsicheren Eindruck. Unter dem rechten Arm trug er eine Art Paket. Er hielt es sehr gewissenhaft fest und schaute alle Augenblicke, ob es auch ordentlich und sicher sitze.

Sein Gesicht wirkte in ihren Augen wegen seiner Bräune grob und gleichzeitig exotisch. Überhaupt schien ihr der junge Mann seltsam fehl am Platze.

„Danke, mein Kind“, sagte sie zu dem Dienstmädchen, ohne den Blick von dem Fremden zu nehmen. „Du kannst dich zurückziehen.“

Eine Weile waren nur die leisen Schritte des Mädchens auf dem staubigen Parkett zu hören. Elsa wartete noch einige Atemzüge nachdem das Schließen der Flügeltür erklungen war. Als der Besucher noch immer keine Anstalten machte, sich zu erklären, sagte sie: „Was kann ich für Sie tun, mein Herr?“

Ruckartig kam Bewegung in den jungen Mann. In ungelenk wirkenden Schritten kam er auf Elsa zu.

„Sie sind Fräulein Elsa Jenning?“, fragte er mit belegter Stimme.

Sie blieb hinter dem Pult stehen und umfasste es an seinen Kanten. Es gab ihr Halt in dieser ungewöhnlichen und irgendwie spannungsgeladenen Situation. Die seltsame Betonung seiner Worte – vor allem des Wortes „Fräulein“ – beunruhigte sie. Sie war ganz sicher nicht mehr die aller Jüngste. Jedes Mal, wenn Sie jemand – besonders ein Mann – mit ihrem vollen Namen ansprach, meinte sie Geringschätzung, einen Vorwurf und Häme mitschwingen zu hören. Oder war dies diesmal alles Einbildung?

„So ist es“, antwortete sie und blickte ihm weiter auffordernd entgegen. Sie hatte bereits einige Übung darin, etwaige unterschwellige Anfeindungen zu ignorieren.

Es brauchte noch einige Augenblicke, bis der Besucher seine offensichtliche Befangenheit etwas ablegte. Er räusperte sich umständlich und deutete beinahe hektisch eine Verbeugung an.

„Entschuldigen Sie vielmals“, stammelte er, und es schoss ihm sogar die Schamesröte für Sekunden in die Wangen. „Mein Name ist Johann Will.“

Bis auf einen Schritt Entfernung trat er an das Pult heran, hob das Paket unter dem Arm hervor und streckte es Elsa entgegen.

„Ich bin hier, um ihnen das zu geben“, brachte er hervor.

Bedächtig trat Elsa hinter dem Pult hervor. Ihr bodenlanger Rock knisterte vernehmlich in der Stille. Ihr Blick war wie gebannt von dem rechteckigen Bündel aus festem Ölpapier und grober Paketschnur. Es wirkte alt und schwer in den schlanken Fingern des Besuchers, irgendwie bedeutsam.

„Was ist das?“, fragte sie tonlos.

Johann öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, stockte dann aber.

„Ich ...“, brachte er schließlich heraus. „Am besten öffnen Sie es einfach, Fräulein Jenning.“

Zögernd nahm Elsa das Paket entgegen. Es wog leichter, als sie es im ersten Moment erwartet hatte. Soweit sie es einschätzen konnte, mochte es nach Form und Gewicht ein Buch von zweihundert Seiten oder mehr sein.

Vorsichtig ging sie zum Stehpult zurück, schlug den daraufliegenden Folianten zu und legte das Paket ab. An einer Stelle war eine verblasste Beschriftung auszumachen, die sie ohne ihren Lesezwicker kaum mehr erahnen konnte. Es mochten Anweisungen für den Boten und Angaben über den Bestimmungsort des Pakets sein. Mit einem scharfen Brieföffner schnitt sie das Band entzwei. Es war brüchig, so dass es leicht zu durchtrennen war.

Nach einem fragenden Blick zu dem Besucher, den dieser ausdruckslos erwiderte, machte sie sich daran, das Packpapier zu entfernen. Es knackte vernehmlich und gab schließlich ein Bündel beschriebenen Briefpapiers frei.

Es mochten tatsächlich gute zweihundert Blatt sein, eng beschrieben mit einer deutlich erkennbaren Handschrift, die ...

In einer fahrigen Bewegung griff sie in ihre Rocktasche und zog ihren Lesezwicker hervor. Beinahe wäre er ihr dabei aus der mit einem Mal bebenden Hand gefallen. Doch es gelang ihr, die Gläser vor die Augen zu halten.

Elsa schreckte unwillkürlich vor dem Pult zurück, fasste sich an die Brust und drohte kurz über ihren Rocksäum zu stürzen. Ehe Johann in irgendeiner Form reagieren konnte, hatte sie sich jedoch wieder gefangen – zumindest was ihr körperliches Gleichgewicht anbelangte. Ihr Atem ging schnell und ihr Puls raste. Die Hände zitterten noch stärker, als sie fahrig auf das Bündel deutete und mit stockender Stimme fragte: „Woher haben Sie das?“

Der Besucher zögerte erneut, räusperte sich und sagte schließlich: „Von meinem Vater.“

Mehr brachte er nicht hervor. Den Blick hielt er fast schamhaft zu Boden gesenkt. Immer wieder aber fühlte Elsa sich mit verstohlenen Blicken gemustert.

Für einen Moment schossen ihr die wildesten Gedanken durch den Kopf und versetzten ihr so manchen schmerzhaften Stich. Sie holte tief Luft und rief sich selbst zur Ordnung. Sie blickte sich in der Bibliothek um. Außer ihnen beiden war niemand anwesend. Dennoch verschloss sie in großer Hast das Paket wieder notdürftig und hob es dann vorsichtig an die Brust.

Sie wandte sich zum Gehen und forderte Johann auf: „Kommen Sie, Herr ...“

„Will.“

„Genau“, sagte sie mehr zu sich selbst und fuhr lauter fort: „Herr Will. Kommen Sie bitte mit mir. Wir sollten die weitere Unterhaltung besser im Sitzen fortführen.“

Mit rauschendem Kleid eilte sie voran, ohne darauf zu achten, ob Johann ihr auch wirklich folgte.

Sie führte ihn in ein Lesezimmer, das an die Bibliothek anschloss. Es wurde ebenfalls durch hohe Fenster, die nach Süden hinausgingen, von Tageslicht erhellt.

„Nehmen Sie bitte Platz“, sagte Elsa knapp und deutete auf einen der schweren Ledersessel. Erst einige Augenblicke nachdem Johann darin versunken war, setzte auch sie sich, das Paket noch immer vor der Brust, etwas steif auf einen gegenüberstehenden Stuhl.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Vater“, durchbrach sie schließlich das kurze Schweigen.

Mit sichtlichem Unbehagen versuchte Johann eine bequemere Sitzposition zu finden, gab diese Prozedur jedoch nach einigen Versuchen auf. Mit tonloser Stimme sagte er: „Mein Va-

ter ist ... er war Missionar in Ostafrika. Meine Mutter hat immer erzählt, dass er früher ein sehr frommer und eifriger Mann gewesen sei. Er hat in Württemberg Theologie studiert und sehr früh Gefallen am Missionsdienst gefunden. Er war noch keine 30 als er mit seiner ihm gerade angetrauten Frau nach Ostafrika ging, um in den Spuren von Rebmann und Krapf zu wandeln. Ich wurde nur ein Jahr später in der Missionsstation bei Mombasa geboren.“

Während des knappen Berichts hatte sich Elsas Haltung ein wenig entspannt. Den letzten Worten hatte sie kaum mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Sie selbst schalt sie in Gedanken eine Närrin wegen ihrer unüberlegten Befürchtungen.

Natürlich, sagte sie zu sich, *er ist zu alt, um sein Sohn zu sein.*

Johanns Sprechpause nutzte sie für einen Einwurf. „Dann ist Ihr Vater ...“

Der junge Mann schreckte leicht auf und nickte dann zögernd.

„Ja“, sagte er, „er ist vor drei Jahren verstorben. Gott hab ihn selig.“

Elsa dachte nicht darüber nach, ob und wie schlüssig die Aussagen Johanns waren. Ihre Interessen lagen woanders. Langsam löste sie den festen Griff um das Paket und betrachtete es sinnend. Behutsam bettete sie das Bündel aus Papier auf ihre Knie und faltete die Verpackung erneut auseinander.

„Und wie ...“, hob sie erneut zu sprechen an. „Ich meine, woher stammt dieses Paket? Wissen Sie überhaupt, was es damit auf sich hat?“

„Ja ... das heißt nein.“ Johann verfiel in einen monotonen Sprechsingsang. „Mein Vater hat mir auf dem Sterbebett das erste Mal davon erzählt. In einem seiner lichtereren Momente vertraute er es mir an.“

Ich ... ich bin nun auf dem Weg nach Württemberg, um dort wie einst mein Vater Theologie zu studieren. Und auf dem Weg, da dachte ich, könnte ich das Paket doch seiner Bestimmung zuführen. Ich meine, wer weiß, wie lange es schon bei uns, bei meinem Vater gelegen hat.“

Er stockte und öffnete noch ein, zwei Mal den Mund, als wolle er weitersprechen, sagte jedoch nichts.

Elsa hatte derweil einen genaueren Blick auf die erste Seite des Briefpapierbündels geworfen. Sie schaute davon auf und nahm den Lesezwicker von der Nase.

„Dann wissen Sie überhaupt nichts über den tatsächlichen Absender dieses Pakets? Denn Ihr Vater ist es ganz bestimmt nicht. Dessen können Sie gewiss sein. Ich kenne diese Handschrift nur zu gut, und Ihr Vater und ich, wir kannten uns mit Sicherheit nicht.“

Johann erwiderte nichts darauf. Auf Elsa machte er einen merkwürdig verschlossenen Eindruck, als arbeite etwas in ihm. Sie selbst trieben jedoch ebenfalls wilde Gedanken und Erinnerungen um, die sie weit mehr in Anspruch nahmen.

Vorsichtig zog sie einen schmalen Beutel aus der Brusttasche ihres Kleides. Mit zwei Fingern holte sie ein gefaltetes leicht vergilbtes Stück Papier daraus hervor.

„Diesen Brief“, sagte sie mit verträumtem Blick, „trage ich nun seit bald zehn (?) Jahren am Herzen. Es ist das letzte Lebenszeichen meines Verlobten Georg Weiß. Das heißt, es war das letzte Lebenszeichen, bis heute. Denn diese Seiten hier sind von ihm beschrieben worden. Es ist eindeutig seine Handschrift.

Es ist nun 20 (?) Jahre her, dass mich dieser Brief erreichte und noch mal zwei Jahre mehr, dass ich meinen Georg das letzte Mal sah und ihn in die Arme schloss.

Er hatte bereits einen Lehrstuhl in Aussicht, und meine Eltern hatten der Ehe bereits zugestimmt.“

Elsa lachte kurz auf.

„Und das, obwohl er eigentlich mein Privatlehrer war.

Nur diese Reise wollte er noch antreten, um den Beweis für seine – unsere – These von der Ursprache der Menschheit zu erbringen. Zwei, höchstens drei Jahre sollte es dauern – es sollten zwei Jahrzehnte (?) werden, bis ich wieder ein Lebenszeichen ...“

Ihre Stimme erstickte. Ihre Blicke fixierten Johann. Fast beschwörend fragte sie ihn: „Wissen Sie, was ihm widerfahren ist? Bitte, Sie müssen es mir sagen. Ist er etwa auch ...?“

Fast jede Nacht träume ich von ihm, sehe ihn in weiter Ferne, durch Gräben und Gefahren von mir getrennt. Nicht einmal im Traum ist es mir vergönnt, ihn wieder in die Arme zu schließen.“

[...]

Wo beginnen?

Alle Aufzeichnungen, die ich auf diese beschwerliche Reise mitgenommen, alles, was ich während dieser Tortur niedergeschrieben hatte, all dies ist verloren gegangen, ehe wir das Festland Ostafrikas erreichten. Das wenige Schreibpapier, das ich in der Missionsstation erhielt, blieb bis auf einen letzten Brief an meine Liebste unangetastet und war für die erhofften Erkenntnisse, den eigentlichen Zweck meiner Reise, reserviert.

Nun bin ich am Ziel dieser verlustreichen und leidvollen Expedition angelangt. Doch Ergebnisse, ja Erkenntnisse sind keine zu verzeichnen. Es gilt für mich nun, Rechenschaft abzulegen. Ich habe das Bedürfnis, mein Tun zu erklären, meine Motive, Hoffnungen und Beweggründe darzulegen, damit jene, die später über mich und meine Taten richten, mich vielleicht verstehen. Auch wenn dieser Bericht möglicherweise niemals von jemandem gelesen wird.

Doch wo beginnen? Beim Aufbruch der Expedition? Bei jenen glücklichen Tagen, als ich daheim mit meiner geliebten Elsa tage- und oftmals auch nächtelange Gespräche geführt und die unseligen Gedanken ersponnen habe, die mich letztlich hierher trieben? Zurück zu jenen Stunden, in denen ich die Werke von William Jones und Franz Bopp las, während ganz Deutschland sich dem belebenden Taumel der Revolution und Erneuerung ergab?

Nein, all dies führte zu weit. Hierüber sollen andre Zeugnis ablegen und über meinen Weg berichten. Und auch die abenteuerliche Seereise, die meine Gefährten und mich von den heimatlichen Gestaden in afrikanische Gewässer führte, soll hier keinen Raum haben. Denn all die Zeit war ich voll der naiven Hoffnung und Zuversicht, dass meine hochtrabenden Pläne und Vorhaben sich problemlos erfüllen lassen würden.

So scheint mir jener Moment am geeignetsten, an dem diese meine Hoffnung ihren ersten Dämpfer erhielt. Hier will ich meinen Bericht beginnen.

[...]